



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berg, Walter: Der Held von Graudenz : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

festen Willen alle Deutschen und deutschfreundlichen Polen durchbringt, wird man die allpolnische Agitation nicht los werden. Wenn dieser Wille vorhanden wäre, wenn man nicht immer die eigne Untätigkeit zu beschönigen suchte, wäre es gar nicht so weit gekommen. Leider liegt die Gefahr vor, daß die allpolnische Agitation Fortschritte macht, weil sie Nachwuchs zu erzeugen versteht. Man ist auch schon in Preußen auf diese Verhältnisse aufmerksam geworden, und gewiß kann man es dort nicht mit Gleichmut ansehen, wenn die Regierung in ihrem Kampfe mit der Anmaßung des Polentums bemerken muß, daß sich im befreundeten Nachbarland derselbe Gegner zur nationalen Überflügelung des Deutschtums anschickt. Besondere Gefahren für das Deutschtum wie für den Dreibund entstehen wohl daraus direkt noch nicht, aber die ostschlesischen Deutschen könnten daraus sehen, daß ihnen in dieser Zeit ein recht entscheidungsvoller Posten zugewiesen ist, und daß von ihrer Kraft oder Schwäche politische Gestaltungen der Zukunft abhängen können und werden.



Der Held von Graudenz

Von Walter Berg in Karlsruhe

(Schluß)



Am 28. Mai erhielt der Gouverneur die Nachricht von dem Falle von Danzig. Mit diesem Zeitpunkte wurde die förmliche Belagerung begonnen. Napoleon, der seine bisherigen Bemühungen, Graudenz in seine Hände zu bekommen, als gescheitert ansehen mußte, ließ nun merken, daß ihm doch viel am Besitze der Festung lag. Er verstärkte nämlich die Belagerungstruppen um 3000 Mann und beorderte zu ihnen französische Ingenieuroffiziere, Genietruppen und Geschütze. General Victor, der in preußischer Gefangenschaft gewesen, aber gegen Blücher ausgetauscht worden war, übernahm den Befehl. Weitere Verstärkungen trafen am 5. Juni ein in Gestalt von fünf Bataillonen Hessen, einem Regiment Würzburg, einem Regiment Berg und zwei Bataillonen Polen. Die Gesamtzahl der Truppen vor der Festung belief sich also auf etwa 7000 Mann. Am Abend des 1. Juni bewarf der Feind vom Weichseldamm aus die Festung mit Geschossen, worauf der Gouverneur gebührend erwiderte, indem er die Stadt, das Hauptquartier des Generals Victor, beschloß. Am nächsten Tage lief in der Festung der folgende Brief Victors ein:

Herr Gouverneur!

2. Juni 1807.

Wenn die Stadt Graudenz nur Soldaten in sich schloße, so würde ich nicht die Ehre haben, dieses Schreiben an Eure Excellenz zu richten, aber sie wird von Personen jedes Alters und Geschlechts bewohnt, die dem Waffenhandwerk und dem gegenwärtigen Kriege durchaus fremd sind. Diese Erwägung bestimmt mich, Sie zu bitten, ihnen günstig zu sein. Ich finde bis jetzt gar keinen Grund für die

Grenzboten I 1904

strenge Züchtigung, die Sie über sie verhängen. Wenn es einen solchen gibt, den ich heben kann, so würde ich Sie bitten, mich ihn wissen zu lassen.

Genehmigen Sie, Herr Gouverneur, die Versicherung meiner Hochachtung.

Der General en chef
der kaiserlichen und königlichen Truppen vor Graudenz.
gez. Victor.

Courbières Antwort lautete:

An Se. Excellenz, den französischen Divisionsgeneral,
Herrn v. Victor.

Festung Graudenz, den 3. Juni 1807.

Auf Euer Excellenz sehr geehrtes Schreiben vom 2ten dieses ermangele ich nicht, in ganz ergebenster Antwort zu erwidern, daß sich hier in der Festung ebenfalls eine große Anzahl Individuen befinden, die nicht zu dem Verteidigungsstand gehören. Da diese durch das Wurfgeschütz, von welchem Euer Excellenz seit einigen Tagen Gebrauch machen, allein leiden, weil die Garnison in bombensfesten Kasematten einquartiert ist, so bin ich wider meinen Willen genötigt gewesen, Repressalien zu gebrauchen. Da nun durch ein Bombardement die hiesige Garnison nichts leidet und die Eroberung der Festung Graudenz um keine Stunde hierdurch verfrüht wird, so wird es lediglich von Euer Excellenz abhängen, ob die unglückliche Stadt Graudenz, die bereits so viel gelitten hat, noch mehr leiden wird oder nicht.

Wenn Euer Excellenz von dero Geschütz Gebrauch machen, um die hiesigen Festungswerke und das darauffstehende Geschütz zu beschädigen, so werde ich der unglücklichen Stadt Graudenz mit meinem Willen keinen Schaden zufügen; wenn aber Euer Excellenz für gut befinden, die hiesige Festung zu bombardieren, wodurch nichts als wehrlose Leute leiden, so werde ich wider meinen Willen und Wünsche genötigt sein, mit mehr Nachdruck, wie bishero geschehen ist, zu bombardieren, um der dortigen Besatzung bemerklich zu machen, daß es unangenehm ist, in seinen Kantonnierungsquartieren durch Wurfgeschütz beunruhigt zu werden.

Ich ergreife die Gelegenheit mit besonderem Vergnügen, um Euer Excellenz zu versichern, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung die Ehre habe zu sein

Euer Excellenz usw.

gez. Courbière.

Zugleich hatte auch der Magistrat der beschossenen Stadt durch den Justizbürgermeister Fischer brieflich um Schonung gebeten und diese Bitte bald darauf noch in einer mündlichen Unterredung, die mit Genehmigung Victors erfolgte, verstärkt. Am 3. Juli schrieb der General Victor wieder, wie folgt:

Herr General!

3. Juni 1807.

Die Festung, die Sie kommandieren, ist dazu bestimmt, bombardiert zu werden, aber die friedliche Stadt Graudenz ist nicht in diesem Falle. Sie sind Herr, sie zu verbrennen und die Einwohner darin zu vernichten, wenn dies so in Ihrem Willen liegt. Ihre Erhaltung hat für uns kein andres Gewicht als das Interesse, das die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit einflößen. Es ist dies aber kein Grund, uns zu verhindern, die Festung anzugreifen, wie und wann wir wollen.

Ich bitte Euer Excellenz die Versicherung meiner Hochachtung zu genehmigen.

Der General en chef
der Truppen Sr. Kaiserl. u. Königl. Majestät vor Graudenz.
gez. Victor.

Courbière erklärte sich darauf bereit, nicht mehr auf die Stadt zu feuern, wenn der Feind das Feuer vom Schloßberge aus einstellen würde. Er wußte, daß die Franzosen darauf eingehn würden, denn trotz der hohen Lage war die Festung auf der Landseite von keinem Punkte zu sehen, da das Glacis mit den Wällen wie eine aufsteigende Ebene erschien, in der sich nicht der geringste hervorragende Punkt aus dem Innern der Festung zeigte. Die Festungswerke sah man erst in unmittelbarer Nähe. Nur der Rauch, der aus den in den Wällen ausmündenden Schornsteinen der Kasematten aufstieg, verriet die gewaltige Festungsanlage. Sogar vom Kimmel aus hielt es schwer, in das Innere der Festung zu sehen. Dieser Kimmel ist ein alter Turm auf dem Schloßberge, der Überrest einer Deutschordensburg. Die französischen Ingenieure hatten zwar durch die Errichtung eines Gerüstes auf dem Turme versucht, Einblick zu gewinnen, und hatten auch mit vieler Mühe Geschütz hinaufgewunden, aber mehrere wohlgezielte Granaten aus der Festung hatten die Aussicht auf eine artilleristische Verwertung des alten Turmes verdorben. Wie schwer es übrigens dem Gouverneur geworden sein mußte, die Stadt zu beschießen, beweist auch ein Brief, den er später an den Magistrat richtete. Am 21. August 1807 hatte der Magistrat nämlich an Courbière den folgenden Brief geschrieben:

Euer Exzellenz Mut und Standhaftigkeit haben wir es lediglich zu danken, daß unsere Stadt noch ferner das Glück genießt, den preußischen Staaten einverleibt zu bleiben. Wir schätzen diese Wohlthat mit echter patriotischer Ergebenheit und tragen alle Gefahren und alles Ungemach des Krieges in der gewissen Hoffnung eines baldigen Endes unserer Leiden und der unmittelbaren Unterstützung unseres väterlichen Landesherrn. Euer Exzellenz ist es hinlänglich bekannt, daß unsere Stadt die Kriegsübel wohl am härtesten empfunden hat. Durch ungeheure Requisitionen und Erpressungen sind wir in eine Schuldenmasse von 300000 Talern versunken, die wir allein nicht einmal zu verzinsen, geschweige zu tilgen imstande sind. Wir erdreisteten uns schon vor wenigen Tagen, Euer Exzellenz die drückende Lage, in welcher sich unsere Stadt befindet, vorzustellen und erhielten die trostreiche Versicherung, daß Sie sich für sie bei des Königs Majestät verwenden wollen. — Nur durch allerhöchste Unterstützung könnte diesem sonst so nahrhaften Orte, der in ruhigen Zeiten allein an Accisegefällen mehr als 40000 Taler der Königl. Kasse eingetragen hat, geholfen werden. Deshalb bitten wir Euer Exzellenz wiederholentlich um kräftige Fürsprache. Es geziemt uns zwar nicht, die Art der Unterstützung vorzuschreiben, allein gegen Euer Exzellenz sind wir so frei zu bemerken, daß, wenn des Königs Majestät nur einen Teil in barem Gelde für jetzt geben könnte, der Stadt durch Tresorscheine, die bei allen Kassen umgesetzt werden könnten, zu helfen wäre.

Dieses immerhin etwas dreiste Schreiben beantwortete Courbière am 11. September mit großem Wohlwollen folgendermaßen:

Ich habe das von dem Wohlöbl. Magistrat zu Graudenz an mir erlassenes geehrtes Schreiben vom 21. v. Mts. wohl erhalten und ermangele nicht, darauf in ergebenster Antwort zu erwidern, daß es mir leider nur zu sehr bewußt ist, wie sehr die gute Stadt Graudenz und ihre rechtschaffenen Einwohner durch die harte Behandlung unserer ehemaligen Feinde gelitten hat und noch leidet, und daß ich mit Vergnügen alles beitragen werde, was in meinen Kräften steht, um gedachte Stadt zu dienen. — Da es nun beinahe ganz sicher ist, daß Se. Königl. Majestät dero Rückreise nach Berlin über Graudenz nehmen und sich wahrscheinlich hier einige Zeit aufhalten werden, so werde ich diese Gelegenheit ergreifen, um

Sr. Königl. Majestät das Maß der Bedrückungen zu schildern, welches die Stadt Graudenz und ihre treue Einwohnerschaft erlitten und gewiß alles anwenden, was ich tun kann, um Sr. Königl. Majestät zu disponieren, der Stadt Graudenz und ihren patriotischen Einwohnern in ihrer bedrängten Lage so viel wie möglich behilflich zu sein.

Feste Graudenz, den 11. Sept. 1807.

gez. de Courbière.

Wir kehren zu den Ereignissen des Sommers zurück. Der König hatte den Verteidiger von Danzig, den General der Kavallerie Grafen von Kalkreuth, zur Belohnung zum Generalfeldmarschall ernannt. Courbière war darüber mißgestimmt, denn Graf Kalkreuth war bedeutend jünger. Courbière hatte als Oberstleutnant in Pommern schon ein selbständiges Kommando gehabt, als Graf Kalkreuth noch Sekondelieutenant im Regiment Garde du Corps und Adjutant des Prinzen Heinrich gewesen war. Deshalb richtete Courbière am 2. Juni ein Gesuch an den König, das dieser von Piktupönen aus am 6. Juli gnädig, aber vorläufig ablehnend beantwortete. Darauf wiederholte Courbière sein Gesuch am 16. Juli. In seinem Schreiben heißt es:

Da Ew. Majestät mir einen Hintermann vorgezogen und nicht die Gnade haben, diese mich so tief beugende Ungnade zu redressieren, so kann die Armee nicht anders denken, wie Ew. Majestät mich nicht würdig halten, um Feldmarschall von Allerhöchst dero Armee zu sein. Wie unglücklich dies einen Offizier machen muß, der dem Staate 49 Jahre als Stabsoffizier gedient und sich jederzeit so betragen, daß drei Monarchen und Ew. Majestät selbst mit meinen Diensten zufrieden gewesen und dem die Ehre immer über alles heilig gewesen ist, können sich Ew. Majestät selber leicht vorstellen.

Die vom 21. Juli aus Memel abgegangne Antwort des Königs lautet:

Mein lieber General der Infanterie v. Courbière!

Ihr habt Euch durch die rühmliche Verteidigung der Festung Graudenz Meine Achtung in dem Grade erworben, daß Ich daher gern Veranlassung nehme, Euch hiermit zum Generalfeldmarschall Meiner Armee zu ernennen. Zudem Ich durch diese Beförderung Euren vieljährigen guten Diensten, Eurer Anhänglichkeit an Meine Person und den Staat die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lasse, wünsche Ich, daß Ihr Euch überzeugen möget, wie sehr ich Eure Verdienste anerkenne und Euch schätze, und daß es Euch nicht auf die entfernteste Weise zum Präjudiz gereichen kann, wenn ich den General Grafen v. Kalkreuth früher zum Generalfeldmarschall befördert habe. Die glänzende Verteidigung der Festung Danzig wird nicht bloß in der Geschichte des jetzt beendeten Krieges Epoche machen, sondern auch in der Geschichte der Kriege überhaupt stets eine ehrenvolle Erwähnung verdienen. Die Gerechtigkeit erfordert es also, denjenigen besonders auszuzeichnen, der diese Verteidigung geleitet hatte. Mit Vergnügen habe Ich Euch diese Auszeichnung bewilligt, da Ihr Euch durch die gute Verteidigung der Festung Graudenz ebenfalls hervorgetan habt. Die Umstände haben es indessen veranlaßt, daß die Beförderung des Generals Grafen Kalkreuth eher erfolgt ist als die Eure. Und weil beide zu extraordinären Belohnungen bestimmt sind, so ist es nicht zulässig, dabei auf die Tour Rücksicht zu nehmen und letztere der ersteren vorzuziehen, zumal Ihr bei dem jetzigen Zustande der Armee nicht in so nahes Dienstverhältnis kommen werdet, daß Ihr Kollisionen besorgen durftet. Ich erneuere Euch übrigens die Versicherung der besondern Wertschätzung, womit Ich jederzeit sein werde

Euer wohlaffectionierter König.

Das Patent als Generalfeldmarschall wurde am 22. Juli unterzeichnet.

Am 4. Juni wurden die in Neudorf liegenden Belagerungstruppen vertrieben, und das Dorf wurde in Brand gesteckt. Am 7. Juni erkannte man, daß der Feind an acht Verschanzungen arbeitete, die man unter gut gezieltes und gut genährtes Feuer nahm. Inzwischen war der General Victor zur Operationsarmee abberufen worden, und Rouyer hatte wieder den Befehl übernommen. Am 8. Juni erhielt der Gouverneur anlässlich des Falles von Danzig eine erneute Aufforderung zu Übergabe. Das Schreiben lautete:

Unter diesen Umständen ergreife ich die lange gesuchte Gelegenheit, Sie der vollen Hochachtung zu versichern, die ich für den Ruf empfinde, dessen Sie bei den preußischen und französischen Armeen genießen, indem ich Ihnen vor dem völligen Ruin der von Ihnen besetzten Festung und dem Verluste mehrerer Braver auf beiden Seiten die Kapitulation anbiete, die Ihre Beständigkeit für die Interessen Ihres Königs und Ihre Talente in so gerechter Weise verdienen. Ich erlaube mir in diesem Augenblicke nicht, Euer Excellenz irgend etwas vorzuschreiben, aber ich kann auf meine Ehre versichern, daß alles das, was der langen Freundschaft zwischen unsern beiden Souveränen entspricht, die Basis des Vertrages sein wird, zu deren Redaktion wir beiderseits Offiziere ernennen würden.

Courbière antwortete fest, er wolle sich gerade durch die Verteidigung die Zufriedenheit des Königs und die Hochachtung seiner Waffenbrüder erhalten und werde die Festung erst übergeben, wenn ihn eine Bresche in seinen letzten Verteidigungswerken oder der drückendste Mangel an Lebensmitteln hierzu zwingt. Die Arbeit an den Belagerungswerken und das heftige Feuer auf beiden Seiten wurden also fortgesetzt. Da der Feind in der Nacht zum 14. Juni seinen rechten Flügel bis an das Weichselufer gebracht hatte und sich trotz der großen Nähe von 700 Schritten durch das Feuer aus der Festung nicht abhalten ließ, an den Verschanzungen weiter zu arbeiten, befahl der Gouverneur für die Nacht zum 16. Juni einen Ausfall, den der Vizekommandant, Oberstleutnant Borel, befehligte. Er hatte den Erfolg, daß der Feind überfallen, vertrieben und die Arbeiten, so weit es die Zeit zuließ, zerstört wurden. Indessen fuhr der Feind auf dem linken Ufer fort, Scharten einzuschneiden, die aber am 17. und 18. Juni lebhaft beschossen wurden.

Am 20. Juni erneuerte Rouyer die Aufforderung zur Übergabe, indem er die Nachrichten von den Schlachten bei Heilsberg und Friedland, sowie den Fall von Königsberg mitteilte und ausführte, alle Länder bis zum Niemen seien nun von den Franzosen besetzt; eine längere Verteidigung sei unnütz und ohne jeden vernünftigen Zweck, da sie allen Grundsätzen der Humanität widerspreche. Unbeugsam lehnte aber der alte tapfere Herr die Übergabe ab, indem er erklärte, die Niederlagen der Russen stünden nicht in der geringsten Verbindung mit der Verteidigung der Festung; sie sei noch in demselben Zustande, wie bei der letzten Aufforderung; er habe also zur Übergabe auch nicht den mindesten Grund. Zugleich ließ er an diesem Tage, sowie am 22. und 23. ein heftiges Feuer gegen die Arbeiten auf dem Galgenberge und gegen den feindlichen rechten Flügel unterhalten. Am 24. wurde die mittlerweile vor dem feindlichen rechten Flügel im Bau begriffene Wurfatterie von dem Feuer aus der Festung demontiert, und auf dem linken Flügel wurden zwei neue, gegen

das weit vorspringende Hornwerk eingeschnittene Schanzen zerstört. Auch in der Nacht schwieg das Feuer nicht ganz. In der Nacht vom 27. zum 28. hob der Feind mit großer Anstrengung die zweite Parallele aus. Die erste Parallele bestand nur in unzusammenhängenden Emplacements und Batterien und in einem kurzen Stücke einer eigentlichen Parallele. Die Festungsartillerie blieb der feindlichen im allgemeinen überlegen und verursachte schwere Beschädigungen, die die Franzosen in der Nacht nur ungenügend ausbessern konnten, wobei sie auch noch durch die Ausfälle der Jäger gestört wurden. Auch am 29. und 30. wurde das Feuer lebhaft fortgesetzt. Da wurde die kriegerische Tätigkeit unerwartet durch das Erscheinen des Obersten Nymé unterbrochen, der am 30. ein Schreiben Rouyers überbrachte, das eine Abschrift des zwischen Preußen und Franzosen vollzogenen Waffenstillstands enthielt. Die Abschrift war in dessen ungenau, da sie nicht den Abschnitt enthielt, wonach die Feindseligkeiten erst nach vierwöchentlicher Aufkündigung wieder eröffnet werden sollten. Erst am folgenden Tage traf aus dem königlichen Hauptquartier Pittkupönen der richtige Wortlaut ein.

Trotz der augenblicklichen Waffenruhe war die Festung in einer schwierigen Lage. Die Verproviantierung war von Haus aus nur für vier Monate vorgesehen gewesen. Die Blockierung und die Belagerung dauerten aber schon fünf Monate. Durch verschiedene Mittel, auch die werktätige Hilfe vaterländisch gesinnter Einwohner, war jedoch die Verpflegung bis Ende Juli gesichert worden. Von da ab waren alle Vorräte erschöpft. Nur Brotkorn war noch für längere Zeit vorhanden. Man konnte aber die Garnison wegen der etwa 700 unzufriednen und unsichern Polen nicht nur auf Brot setzen. Dazu hätte hingebende Treue gehört. Courbière erbat deshalb am 2. Juli von Rouyer eine Unterredung, um ihn zu bewegen, die Verpflegung der Festung zu gestatten. Rouyer aber machte Einwendungen. Er erklärte, keine Anweisung für diesen Fall zu haben und der kaiserlichen Ermächtigung zu bedürfen. Deshalb sandte Courbière den Leutnant von Leslie an den König mit einem Schreiben, worin er die Lage der Festung schilderte und um Verpflegungsgelder bat. Die Generalkriegskasse wurde infolgedessen angewiesen, 22000 Taler an das Gouvernement zu zahlen, und auch die Lieferung der erbetnen Arzneien wurde versprochen. Beides gelangte denn auch nach dem Frieden in die Festung.

Am 16. Juli kam die Nachricht von dem am 9. Juli abgeschlossenen Frieden von Tilsit an die Vorposten der Festung. Vergeblich wartete der Gouverneur auf nähere Kunde und schickte dann einen Brief an Rouyer. Darin bat er ihn, er möge, wenn der Friede tatsächlich feststehe, von dessen Zustandekommen und Bedingungen in der Festung nichts bekannt sei, die Besatzung aus den Parallelen ziehen und ihm Arzneimittel aus der Stadt Graudenz senden. Rouyer antwortete daraufhin aus Stremogin am 17. Juli. Der Brief lautet im Auszug folgendermaßen:

Herr General!

In Erwiderung des Schreibens, das Euer Exzellenz am 16. laufenden Monats an mich gerichtet haben, antworte ich, daß alle Arzneimittel, die Graudenz liefern konnte, heute an Sie abgefandt worden sind. Was aber Dero Forderung betrifft, daß ich die Tranchee verlassen soll, so verweise ich Dieselben auf den Wortlaut des

Waffenstillstands. Sie scheinen von den Friedensartikeln Kenntnis zu wünschen, und ich beeile mich deshalb, Euer Excellenz eine Abschrift davon zu übersenden.

Die Übersendung der Friedensbestimmungen an Courbière mutet wie eine Verhöhnung an, da sich Rouyer zugleich weigerte, die Parallelen zu verlassen. Die Franzosen hatten, wie aus dem Friedensinstrument klar hervorgeht, vor Graudenz nichts mehr zu suchen. Der Gouverneur drückte also in einem Schreiben vom 18. seine Verwunderung über die hartnäckige Fortsetzung der Blockade aus. Der Brief lautet im Auszuge:

Während des Waffenstillstands war es natürlich, daß die Tranchéen besetzt blieben. Ebenso natürlich dagegen ist es, daß nach dem formellen Abschluß des Friedens diese Besetzung durch ehemals feindliche Truppen (*par des troupes jadis ennemies*) aufhöre, und es ist dies wahrscheinlich das erste Beispiel in der Geschichte, daß ein General, der zur Belagerung eines Platzes bestimmt war und der die Tranchéen davor eröffnet hat, hartnäckig darauf besteht, sie auch noch nach dem formellen Abschluß des Friedens besetzt zu behalten. Wie dem aber auch sei, wenn Euer Excellenz darauf beharrt, die Tranchéen besetzt zu halten, so werde ich auch meinerseits fortfahren, meine Posten so zu besetzen, daß die Nachbarschaft fremder Truppen so nahe bei meiner Festung mir nicht die geringste Unruhe einzuslößen vermag. Euer Excellenz werden also durch Ihre Maßregeln nichts gewinnen, als das Vergnügen, unsre Truppen unnützerweise anzustrengen und den Kennern, die hier vorbeipassieren, die Frage aufzudrängen, warum zwei vernünftige Generale (*deux généraux sages*) dieselben Maßregeln, die sie beim Beginn der Belagerung anwandten, auch noch beibehalten, nachdem ihre Souveräne Frieden miteinander geschlossen haben.

Übrigens schrieb Courbière, obgleich er das Deutsche nur mangelhaft sprach und schrieb, während der Belagerung nur deutsch, um dem Feinde auch nicht das geringste Zugeständnis zu machen, nach dem Frieden aber französisch, da er damals ein höfliches Entgegenkommen zeigen durfte, ohne unrichtige Erwartungen zu erwecken.

Am 21. Juli traf der Major-General der französischen Armee, Marschall Berthier, auf der Durchreise in der Stadt Graudenz ein. Courbière, der davon Kenntnis erhalten hatte, benutzte die Gelegenheit, sich an ihn zu wenden, um sich über Rouyers Hartnäckigkeit und Verletzung des Völkerrechts zu beklagen. Er wünschte dessen Verfahren abgestellt zu sehen und erklärte, die Festung sei noch auf vier Monate verproviantiert, also weit über den 1. Oktober hinaus, wo die gesamten preussischen Lande vertragsmäßig geräumt sein müßten; die feindseligen Maßregeln belästigten nur die Privatpersonen und verursachten oder beschleunigten den Tod von Kranken.

Wie es scheint, wußte Courbière dabei noch gar nicht einmal, daß nach der am 12. Juli in Königsberg abgeschlossenen Konvention das gesamte rechte Weichselufer schon am 20. August geräumt sein sollte, daß sich also von Rechts wegen kein Franzose oder Rheinbündler an diesem Tage noch in der Stadt Graudenz und im Festungsbereich aufhalten durfte. Berthier dagegen mußte das wissen, denn er selbst hatte ja mit dem Grafen von Kalckreuth die Königsberger Konvention abgeschlossen. Für die Beurteilung Berthiers ist es also ungemein bezeichnend, daß er dem General Rouyer ausdrücklich die Aufhebung der Blockade und die Räumung der Tranchéen verbot, während er Courbière

benachrichtigte, er werde von Thorn aus Antwort schicken. Diese Antwort aber traf niemals ein. Am 22. Juli teilte Rouyer dem Gouverneur diese Entscheidung Berthiers mit und willigte zugleich darin ein, daß zwischen den Vorposten ein Marktverkehr eröffnet werden sollte. Courbière berichtete über den Stand der Dinge an den König und bat um Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft. Die Verpflegung war mit Mühe bis Mitte September gesichert worden; der Feind aber wollte augenscheinlich das ganz Unerhörte tun, d. h. die Übergabe der Festung mitten im Frieden durch Hunger herbeiführen.

Am 27. Juli erhielt Courbière von preussischer Seite ein Exemplar des Tilsiter Friedensinstruments und der Königsberger Konvention. Danach sollte am 20. August das rechte Weichselufer geräumt sein und nach Artikel 4 der Konvention „keine vor Auswechslung der Ratifikation nicht öffentlich bekannt gewesene Kontribution Giltigkeit haben.“ Rouyer zog erst in der Nacht vom 19. auf den 20. August ab, aber nicht ohne zuvor ganz gegen die Bestimmungen, wie Courbière in dem Bericht an den König erwähnt, „die Stadt Graudenz auf die härteste und grausamste Weise durch immer neue Requisitionen gedrückt und diese Requisitionen durch strenge Exekutionsmittel begetrieben zu haben.“ Courbière bezeichnet Rouyer in diesem Berichte geradezu als „einen unmenschlichen Räuber.“

Nach dem Artikel 2 des Tilsiter Friedens sollte die Stadt und Festung Graudenz nebst den Dörfern Neudorf, Parskau und Swierkoszin bei Preußen verbleiben, wodurch für die Festung ein Verteidigungsrayon gewonnen werden sollte. Die Franzosen aber legten zu ihren Gunsten diese Bestimmung so aus, daß das Flüsschen Trienke die neue Grenze sein sollte. Danach gehörte zwar die Stadt Graudenz, aber nicht ihre südliche, sogenannte Thorner Vorstadt zu Preußen, und die Grenze lief so nahe an der Festung vorbei, daß das kleinste Kaliber hinüberreichte. Darum ließen die Franzosen auch nach ihrem Abzuge noch die Thorner Vorstadt durch sächsische Truppen besetzen und sächsische Vorposten im Geschützbereich der Festung stehen.

Am 21. August zeigte der Kommandant der Sachsen, Generalmajor von Polentz, an, er habe Befehl, die ganze Stadt Graudenz wieder durch fünf Bataillone Infanterie zu besetzen. Courbière hatte vom König die Ernennung zum Gouverneur von Westpreußen erhalten und sollte sich nach Marienwerder begeben, sah sich jedoch durch die eben mitgeteilten Verhältnisse genötigt, vorläufig seine Abreise zu verschieben. Die an den König über den Zustand der Festung am 21. August erstattete Meldung ließ er durch den Jägerleutnant de Marées mündlich erläutern. Man hatte erfahren, die Festung solle wieder von aller Zufuhr abgeschnitten und aufs neue eng blockiert werden, und der Feind beabsichtige, bei Mockerau, in unmittelbarer Nähe der Festung, ein Lager zu beziehen. Dabei waren Lebensmittel in der Festung nur bis Mitte September vorhanden. Obwohl sich nun zwar die Nachrichten von den Absichten des Feindes nicht bestätigten, so blieb doch jeder Verkehr nach außen gehemmt, und dazu drohte die Aussicht auf eine offene Meuterei der polnischen Besatzungstruppen. Es war nämlich durch die Sachsen die Nachricht in die Festung gelangt, daß alle neuostpreussischen und südpreussischen, sowie die aus der

Danziger Gegend und dem Herzogtum Warschau stammenden Soldaten auf königlichen Befehl entlassen werden sollten. Da nun ein großer Teil der Festungsmannschaften gerade aus solchen Leuten bestand, so machte der Geist der Empörung mit jedem Tage die Lage schwieriger. Am 2. September desertierten 70 Mann mit ihren Waffen zu den Sachsen. Sie wurden anfangs von den sächsischen Vorposten irrtümlicherweise beschossen, dann aber freundlichst aufgenommen. In dieser ersten Lage berief Courbière alle Bataillonschefs und Kommandeure, um über den Grad der Unzuverlässigkeit ihrer Truppenteile pflichtmäßige Auskunft zu erhalten. Das Ergebnis war sehr betrübend, und infolgedessen wurde der Beschluß gefaßt, trotz der andauernden Blockade alle Soldaten polnischer Nation zu entlassen. Demzufolge wurden 791 Mann an diesem Tage und den folgenden den Sachsen übergeben. Am 4. September kehrte der Leutnant de Marées mit einem vom 30. August datierten königlichen Befehl zurück. Darin hieß es, es solle für die Konservierung der Festung unter allen Umständen gesorgt werden; die Anweisung von Geldern werde erfolgen. Noch an demselben Tage berichtete Courbière an den König, Seine Majestät könne sich darauf verlassen, „daß der hiesige Gouverneur alles tun wird, was Allerhöchstdieselben von treuen Dienern erwarten können, um die uns anvertraute Festung, so lange es nur immer möglich sein wird, zu konservieren.“

Trotz der Wachsamkeit der Sachsen gelang die Einführung einiger Wispel Korn und etlicher Schlachtochsen. Bis Ende September also war die Verpflegung wieder notdürftig gesichert. Obwohl nun zwar keine Feindseligkeiten erfolgten, dauerte die Blockade und die Besetzung der Parallelen gegen jedes Völkerrecht fort. Die sächsischen Offiziere mochten das Ungefähliche der ihnen aufgenötigten Handlungsweise fühlen und wollten diese Empfindung zur Geltung bringen. Sie fanden freilich ein höchst sonderbares Mittel dazu, indem sie einen Ball in Graudenz vorbereiteten und dazu die Offiziere der Festung einluden. Selbstverständlich lehnte der alte Courbière diese Zumutung rundweg ab. Übrigens lagen die Verhältnisse zwischen den Festungstruppen und dem Blockierungskorps recht eigentümlich. Zwei Neffen des Obersten von Obernitz nämlich standen vor der Festung in sächsischen Diensten, und von zwei Brüdern von Petrikowski war der eine sächsischer Offizier bei den Blockierungstruppen, der andre preussischer in der Festung. Bei so engen Beziehungen bahnte sich deshalb allmählich eine Art von Verkehr an, der an und für sich nach dem Abschlusse des Friedens auch nicht bedenklich war. Dabei aber blieben die Tranchéen besetzt, wenn auch die Batterien ohne Geschütze waren, und die Vorposten standen einander nahe, wie im Kriege. Da Feindseligkeiten von den Preußen vermieden werden mußten, war es nicht möglich, Proviant mit Gewalt beizutreiben, vielmehr mußte er heimlich bei Nacht auf der Weichsel eingebracht werden. Dazu herrschte Geldmangel; die öffentlichen Kassen waren nahezu erschöpft, und die Verpflegungsgelder konnten nur in geringen Raten an das Gouvernement gezahlt werden. Dieser unerquickliche Zustand dauerte bis in den Dezember hinein. Am 3. Dezember erst zogen die Sachsen ab. Sofort aber rückten wieder Franzosen in die verlassenen Stellungen ein. Sie handhabten die Blockade noch strenger, um offenbar durch die Not die Übergabe des einzigen

festen Punktes an der Weichsel zu erzwingen, der noch in preußischen Händen war. Immer wieder aber gelang die Einführung von Lebensmitteln in die Festung und vereitelte die widerrechtlichen Bemühungen des Feindes.

Am 12. Dezember endlich — nach elfmonatiger Einschließung — räumte der Feind die Stadt Graudenz und das Festungsgebiet und zog sich hinter die neue Grenze zurück. Aber auch so blieb die Lage der Festung mitten im Frieden noch gefährdet, denn die Grenze lag sehr nahe, und eine Grenzbesetzung kam in ihrer Wirkung einer Blockade beinahe gleich. Bei den politischen Verhältnissen dieser Zeit lag übrigens auch ein Handstreich nicht so ganz außer dem Bereich der Möglichkeit, denn durch die Abtretung von Danzig, wo 30 000 Franzosen jederzeit marschbereit standen, war die militärische Bedeutung der Festung Graudenz noch außerordentlich gewachsen. Graudenz trennte Thorn und Danzig voneinander und beherrschte so den Verkehr auf der Weichsel. Wäre die Festung verloren gegangen, so wäre es um den Zusammenhang der Provinzen rechts und links der Weichsel geschehn gewesen. Der König genehmigte deshalb die Anwesenheit des Gouverneurs in Graudenz, damit er für alle Fälle gleich zur Hand sein könnte. Courbière leitete also von Graudenz aus die Geschäfte des Gouvernements von Westpreußen. Der König machte übrigens dem alten Helden die Freude, daß er ihm das Regiment Courbière Nr. 58 als Garnison in die Festung legte. Dieses Regiment war an der tapfern Verteidigung von Danzig rühmlichst beteiligt gewesen und hatte bewiesen, daß sein greiser Organisator es verstanden hatte, den Sinn für Ruhm und preußische Waffenehre im Offizierkorps zu erhalten und zu vertiefen. Wie ganz anders vielleicht wäre die Geschichte der Belagerung von Graudenz verlaufen, wäre dieses tüchtige Regiment schon früher in der Festung gewesen! Seit der neuen Heeresorganisation von 1808 hieß das Regiment zwar zweites Westpreußisches Infanterieregiment, erhielt aber auf Courbières Bitte unter dem 27. Juli die königliche Zusicherung, daß es Courbières Namen tragen solle, solange dieser selbst lebe. Das geschah denn auch. Im Jahre 1817 verlieh es der König seinem zweiten Sohn, dem Prinzen Wilhelm, und seit 1861 führt es den Namen Grenadierregiment König Wilhelm der Erste (zweites Westpreußisches) Nr. 7. Das seit 1889 den Namen Courbière tragende Infanterieregiment (zweites Posenches) Nr. 19 wurde 1813 als siebentes Reserveregiment aus Abgaben des zweiten Westpreußischen, also des alten Regiments Courbière, errichtet.

Das Regiment aber blieb zum Bedauern seines Inhabers kaum ein Jahr in der Festung, denn es wurde infolge seiner Zugehörigkeit zur westpreußischen Brigade mit dieser im Januar 1809 nach Schlesien versetzt. An seine Stelle trat das vierte Ostpreußische Infanterieregiment, und der Chef der neuen westpreußischen Brigade, der Generalmajor von York, wurde der unmittelbare Untergebene des alten Courbière. Droysen stellt in seiner Geschichte Yorks von Wartenburg (1. Band, S. 241. Berlin 1851) Courbière als einen hinfalligen, altersschwachen Herrn hin, der unter dem Einflusse seiner Kinder gestanden habe. Das ist entschieden unrichtig. York war bekanntlich zu allen Zeiten ein sehr schwieriger Untergebener. Wenn nun Courbière in Marienwerder weilte, ordnete York öfter Dinge an, die Courbière, der seine Stellung durchaus nicht als eine

Sinecure ansah, nicht gefielen. So kam es, daß der alte Herr seinem Brigadeführer oft recht unbequem wurde. Die Charaktere beider Männer waren einander ähnlich: beide hatten ihre Laufbahn an der Spitze leichter Fußtruppen begonnen, beide waren eisenfeste Soldaten aus der altpreussischen Schule, und beide wollten ihren Willen innerhalb ihrer dienstlichen Befugnisse mit voller Entschiedenheit durchsetzen. Zwischen zwei so ähnlichen Charakteren war eine Zuneigung wohl nicht gut möglich, wie ja bekanntlich eine solche auch zwischen York und Blücher nicht bestand; wohl aber bestand eine gegenseitige Achtung, und das Urteil Droysens ist durch keine Äußerung aus Yorks Munde gestützt.

Im Winter 1809 kam der König auf seiner Reise von Marienwerder nach Berlin durch Graudenz. Bei dieser Gelegenheit sah Courbière seinen königlichen Herrn zum letztenmal. Am 1. Februar verlor der alte Feldmarschall seine treue Gattin, aber schon nach einigen Jahren, am 23. Juli 1811, folgte er ihr im Tode nach. Er hatte sein Leben auf 78 $\frac{1}{2}$ Jahre gebracht. Die gemeinsame Gruft liegt im Innern der Bastion III, wo Courbière oft seinen Standort bei der Beobachtung der Belagerung hatte. Von seinen fünf Söhnen standen vier 1813 im Felde, zwei davon als Landwehrbataillonskommandeure; der älteste und der dritte ließen im Freiheitskampf ihr Leben. Gleich nach dem Frieden, am 26. Mai 1815, wurde dem alten Helden von Graudenz auf königliche Kosten ein einfaches, aber würdiges Denkmal gesetzt. Es trägt die Inschrift: „Wilhelm Reinhard de l'Homme de Courbière, Königl. Preuß. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Graudenz, geboren 23. Februar 1733, gestorben 23. Juli 1811. — Ihm, dem unerschütterlichen Krieger, verdankt König und Vaterland die Erhaltung dieser Feste.“ Seit 1893 hat die ehemalige Zitadelle der Festung zum ehrenden Gedächtnis des alten Helden den Namen „Feste Courbière“ erhalten.

Durch Courbières tapfere Tat und unbeugsame Entschlossenheit wurde freilich der Gang der großen geschichtlichen Ereignisse dieser Zeit nicht aufgehalten und in andre Bahnen gelenkt; er wurde von andern Umständen bestimmt. Das aber muß rühmend als das hohe und unsterbliche Verdienst Courbières hervorgehoben werden, daß durch seine heldenhafte Verteidigung von Graudenz Mut und Selbstvertrauen wieder aufgeweckt wurden, und daß trotz des furchtbaren Niederbruchs und des grenzenlosen Elends im Preußenlande die Hoffnung auf bessere Zeiten aufrecht erhalten wurde.

